

(Nachdruck verboten.)

107

Unter Wolken.

Roman von Kurt Atram.

Als man aufstand und Magda die Herren aufforderte, bei ihr eine Cigarre zu rauchen und noch ein wenig zu plaudern, sah sie erst, daß Doktor Schäfer doch ein gut Stück kleiner war, als ihr Mann. Vorhin war ihr das gar nicht aufgefallen.

Er sah sich recht ungeniert alles in ihrem Zimmer an, als Otto ging, Cigarren zu holen. Namentlich die Bilder und Bücher. Das freute nun Magda wieder, die auf die Bilder: Toteninsel, Mitt des Todes, Gang der Jünger nach Emmaus von Böcklin in guten Stichen, sowie zwei Klingersche Radierungen, die sie selbst für ihr Zimmer ausgesucht, sehr stolz war, trotzdem ihr Mann von dem Kram nichts wissen wollte. Sie mußte lächeln über die Art, wie er geradezu herum-schnüffelte, ohne sich viel um sie zu kümmern.

„Aha“, sagte er beifällig, als er jetzt einen Band Novalis in die Hand nahm.

Auch Jacobsen fand er, Storm, Mörike, einige Sachen von Keller, C. F. Meyers Gedichte und Lenau.

Er fuhr hastig herum: „Verzeihung, es interessiert mich, was ich hier finde.“ Ehe sie sich dessen versah, hatte er ihre Hand ergriffen und drückte sie ziemlich energisch: „Das freut mich sehr!“

Sie wurde rot vor Vergnügen.

Er sah sie ziemlich lange ungeniert von oben bis unten an.

„Ja Eitel! Pardon, aber eigentlich hätte ich das voraussehen sollen. Es paßt zu Ihnen.“

„Zünden Sie?“

Er fuhr sich durch die Haare: „Natürlich, selbstverständlich! Vor allem Jacobsen und Novalis. Auch Lenau. Donnerwetter, ich freue mich wahrhaftig riesig! Da kann man doch ein vernünftiges Wort mit einander reden.“

Sie lachte ganz laut, wie sie selten lachte.

Er lächelte dünn. „Wissen Sie, dies gesellschaftliche Wechreden ist mir gräßlich. Vielleicht nur, weil ich's nicht verstehe.“

„Das hab' ich gleich gemerkt“, sagte sie offenherzig, indem sie sich setzte. Er musterte sie wieder. Sieh mal ewer an, sie ist wirklich nicht übel. Er hatte bisher eigentlich gar nicht auf sie geachtet. Ei, ei, das hätte er dem robusten Otto gar nicht zugetraut.

Seine Gedanken waren so deutlich in seinem Gesicht zu lesen, daß sie errötete.

„Jetzt sehen Sie für meine Begriffe einfach schön aus“, erklärte er ungeniert.

„Wissen Sie, was mir unter all den Sachen das Liebste ist?“ sagte sie schnell, um nicht noch weiter erröten zu müssen.

Sie wartete vergeblich auf eine Frage, er sah sie nur an.

„Jacobsens Mogens. Das muß ich immer wieder lesen.“

„Das dank Ihnen der Teufel“, entfuhr es ihm.

Beide lachten.

„Na ja, das müssen Sie mir schon zu gute halten. Gefällt mir was besonders gut, kommt mir immer der Teufel auf die Zunge.“

„Warum denn gerade der?“

„Vor dem hab' ich Respekt. Er ist noch bis auf diese Stunde der feste Gesell geblieben, der er vor zehntausend Jahren war. Der Kerl mit dem robusten, durch keine Moral angefränkelten Gewissen. Nicht wie wir Schmachtsäcke von heute.“

„Ein Teil der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft?“

„Nein, nein.“ wehrte er. „Das war vor hundert Jahren. Mein Teufel ist ganz anders. Dem ist's ganz egal, was er will und was er schafft, wenn er nur überhaupt was schafft. Darauf allein kommt's ihm an.“ Er fuhr sich wieder durchs Haar. „Schaffen, schaffen, das kann heutzutage nur noch er!“

Sie wollte einfallen, aber er ließ sie gar nicht dazu kommen.

„Ich weiß, ich weiß. Darüber läßt sich streiten. Aber wozu? Lassen wir ihn gewähren. Eben halt ich's nun mal

mit ihm. Ich bin deshalb ja nicht verpflichtet, das morgen auch noch zu thun. Morgen ist's vielleicht wieder ganz anders. Das ist Stimmungssache. Gedanken und Worte sind keine langweiligen Philosophen, die formale Logik studiert haben. Die sind wie schöne, junge Mädchen und schöne, junge Frauen.“ Er verneigte sich feierlich, was so komisch aussah, daß beide lächelten. Er fuhr fort: „Die sind heute mal so und morgen wieder ganz anders. Nur saure, alte Jungfern sind konsequent und beharrlich.“

Otto knarrte ins Zimmer. „Was rauchst Du, schwer, mittel oder leicht?“

Doktor Schäfer lächelte Magda leicht zu. Diesmal aber that sie nicht mit. Das war ja gerade, als wollte er sich über Otto lustig machen. Das ging denn doch nicht.

„Entschuldige, aber ich rauche nie Cigarren“, sagte Schäfer, „nur Cigaretten.“

„Natürlich“, spottete Otto. „Ihr modernen Menschen fällt ja um, wenn ihr ne rechtschaffene Cigarre rauchen sollt.“

„So schlimm ist's doch nicht.“ Doktor Schäfer zog sein Etui, da Otto gerade keine Cigaretten im Hause hatte.

„Gestatten Sie, gnädige Frau?“ Magda nickte.

„Ist es Ihnen auch wirklich nicht unangenehm?“

„Blärr nich so lange. Meine Frau ist den Rauch gewöhnt.“

Jetzt gab es wieder das gewöhnliche Gespräch, das im Grunde alle Teile ein wenig langweilte. Magda ärgerte sich sogar darüber, denn eben waren sie so schön im Zug gewesen. Durch Ottos Gegenwart fühlte sie sich auch behindert. Sonderbar, daß ihr nun auf einmal dieser Doktor Schäfer doch sympathisch war. Fast wie ein guter Kamerad schon, dachte sie erfreut. Wenn er jetzt nur nicht so fades Zeug reden wollte, es steht ihm nicht zu Gesicht.

Er schien zu merken, was sie dachte, und wandte sich mehr ihr zu, als er fragte: „Was haben Sie sich wohl gedacht, als ich Ihnen mit meinem Brief und Telegramm so plötzlich in den Weg schneite? . . . Psui, was für ein Bild! Schenüchlich! Das kommt davon, wenn ich zuvorkommend und höflich reden will. . . . Kennen Sie das auch, gnädige Frau, dies Gefühl, wenn einem so ein schiefes Bild zwischen die Zähne kommt? Wie wenn einer auf 'ner Schiefertafel kratzt.“

Otto schüttelte sich vor Lachen. „Du bist doch noch ganz der alte. Vielleicht noch empfindlicher. Ich möchte nur wissen, was Du anfängst, wenn Du wirklich mal 'nen Puff bekommst.“

„Erlaube, für mich ist das ein Puff. Schlimmer, als wenn Dir einer in die Seiten haut.“

„Und so was will den nächsten Krieg mitmachen, ihn womöglich noch gewinnen?“

Mit ironischem Lächeln erwiderte Schäfer: „So seid Ihr nun, Ihr sogenannten Kraftmenschen. Ich glaube, wir schlagen uns im Ernstfall mindestens so gut wie Ihr.“

„Na, na“, sagte Otto.

„Sogar besser“, ereiferte sich Schäfer. „Wenn Euch nicht einer in die Rippen sticht, wißt Ihr nicht, was Pfliffe sind. Unserer bekommt deren aber jeden Tag ein halbhundert. Da wird man abgehärtet dagegen. Ob's ein Stich mit dem Messer, ein Schlag mit der Faust oder ein Puff durch ein Wort ist, bleibt sich gleich, denn die Wirkung ist dieselbe.“

Werd aber nicht jetzt schon geistreich, es ist noch lange nicht nach Mitternacht. Ich kenne diese Untugend von Dir, Schäfer.“

„Auf geistreich pfeif' ich mindestens so sehr wie Du. Es ist die pure Wahrheit. Gnädige Frau, so helfen Sie mir doch. Sie als Frau müssen das doch auch empfinden!“

„Allerdings“, sagte Magda ein wenig zurückhaltend, „auch mir kann ein einzelnes Wort weher thun, als ein Dolchstich.“

„Das wußt' ich“, meinte Otto, „das wußt' ich sofort, daß Ihr zusammen passen würdet. Erinnerst Du Dich nicht? Ich sagte es ja gleich.“

Magda nickte leicht.

„Gott, seid Ihr ne Sorte! Von Rechts wegen müßtet Ihr immer Watte rings um Euch haben!“

Magda und Schäfer lächelten und schwiegen. Warum reden? Otto verstand das doch nicht.

Ein ander Thema, dachte Schäfer und schlürfte erst ein

mal an seinem Glase Rheinwein in kleinen Schlücken, mit Kennerzunge Schlückchen für Schlückchen langsam hinten am Gaumen zerdrückend.

„Da sind wir wenigstens einig“, lachte Otto, der ihn beobachtet hatte.

„Gast recht“, gab Schäfer zu. „Sie lieben gewiß Mosel am meisten, gnädige Frau?“

„In der That. Aber warum meinen Sie?“

„Mosel steht Ihnen besser. Rheinwein ist zu wuchtig, Mosel grazios . . . Rheinwein ist wie Böcklin, Mosel wie Zidus und Hans Thoma. Was für weiße Kleider und weiße Seelen, während Rheinwein . . .“

„Nu hör auf“, rief Otto. Alle drei lachten.

„Sag mal, was treibt Dich eigentlich gerade hierher?“ fragte Otto.

„Ich will einen Roman schreiben.“

„O Jerum, dacht ich's doch!“

„Und zwar einen sozialen. Aber nicht aus der Großstadt, das ist schon oft genug da gewesen. Wenn auch nicht im Deutschen, so doch im Französischen.“

„Zola, der Mann mit dem Dreyfus und der Nana.“

„Herrgott, Du machst ja immer noch diese schrecklichen Witze“, rief Schäfer.

„Nur weiter!“ sagte Otto.

„Ein sozialer Roman, der zugleich mehr in ländlicher Gegend spielt, also noch Erdgeruch hat, wie das heute heißt und hoch im Preise steht. . . . Man schwimmt nicht mehr gegen den Strom. Man macht solche Nodien mit, wenn Erdgeruch auch eigentlich nicht meine Passion ist.“

„Warum sagen Sie das so?“ fragte Magda geärgert.

„So spöttisch, meinen Sie? Weil ich immer so rede, wenn mir was nahe geht. Weil ich sonst ein ganz sentimentaler Schafskopf werde, was das glücklichste ist, was es giebt. Sentimentalität, brrr!“

„Du redest wie ein Buch.“

Schäfer schweig einen Augenblick, dann sagte er bitter: „Leider nicht wie ein Buch. Darunter verstehe ich was Großes, wie Goethe, Chateaufear und so. Wir reden nicht mehr wie ein Buch, höchstens wie ein Feuilleton. Das ist unser Genre. Pui Teufel!“

„Bald wird mirs schwül im Hirn.“

„Da siehst Du, was ich durchmache. So ist's mir immer.“ Schäfer zerdrückte die Cigarette heftig über dem Aschenbecher. „Reden wir was Vernünftigeres. Die Schreiberei ekelt mich an. Wenn ich denke, wie man sich quält und bringt doch nichts zu stande, was der Mühe wert ist.“

„Ich denke mir, das ist ähnlich, wie wenn unsereiner nen Sammer hat.“ meinte Otto interessiert.

„Stimmt auffallend. Nicht nur der Alkohol macht übel, auch die Tinte. Ist das ein Geschäft!“

„Warum läßt Du's da nicht?“

„Du unschuldsvoller Engel Du! Wenn ich's könnte, wie gern. Ich müßte mir nichts Lieberes. Gäß's ein Christkind, stände das jedes Jahr zu oberst auf meinem Wunschzettel: Bitte, bitte, nicht mehr schreiben müssen.“

„Ja . . . aber . . .“

„Hat sich was, ja aber. Hast Du schon mal nen Trinker gesehen?“

„Ab und zu wohl schon.“

„Dem ist's gewiß nicht selten auch totübel. Aber er säuft doch immer wieder. So geht's uns mit Tinte, Feder und Papier.“

(Fortsetzung folgt.)

Räthe.

(Berliner Theater.)

In den ersten Akten sah es fast aus, als ob wir ein Unglück erleben sollten. Die naive Art, mit der Frau Meyer-Förster Dinge sagte, die wir ernst nehmen sollten, wirkte unfreiwillig komisch, und die Berliner Lust am Ull begann sich bereits bedenklich im Parkett zu regen. Man lachte, wo das Stück Ernst verlangte und war schon drauf und dran, ein wenig mitzuspielen. In den letzten beiden Akten traten jedoch die Absichten der Dichterin klarer hervor, und da sah man freilich, daß man es mit einem an sich interessanten Konflikt zu thun hatte. Da die beiden Akte auch dramatisch sehr viel besser gelungen waren, wich allmählich die gefährliche Scherzstimmung, und es kam schließlich doch ein Erfolg zu stande — nicht eben ein aufregender, aber doch ein freundlicher, hübscher Erfolg. Das Stück besaß am letzten Ende doch genügend literarische Qualitäten, um die Aufführung zu rechtfertigen.

Der Inhalt des Stücks ist etwa folgender: Ein Kaufmann, der mehr Gemütsmenschen ist, als eigentlich gut ist — ein Gemütsathlet, sagt der Berliner — hat das Unglück, seine Frau zu verlieren. Von dem Tage an geht im Hause alles verkehrt; die Schilderung dieses zerstörten Hauswesens war es, die der Verfasserin die unfreiwilligen Weiterleitersfolge einbrachte. Die Köchin hat sich einen impertinenten Ton angewöhnt, zerbricht das Geschirr und treibt auch sonst allerlei Unfug. Es schien einen Augenblick, als ob wir die Tragik des Stücks in zerbrochenen Tellern und häuslichen Scenen suchen sollten. Die Welt etwa gesehen mit den Augen einer Hausfrau, die ihr Geschirr liebt und vorlaute Köchinnen für ein Unglück hält. Das rief natürlich eine gewisse wohlwollende Heiterkeit hervor. Besonders eine alte Großmutter, die in den ersten Akten herumkief und mit düsterem Symbolismus klagte, daß in diesem Hause „alles zerbrochen“ werde, reizte den Spott. Erst ganz spät sieht man, daß sie im Grunde eine ganz verständige Frau in einem ganz verständigen Stück ist. Die kleine Räthe, die dem Stück den Titel gegeben hat, ist die 14-jährige Tochter des Witwers. Ihr Dasein erschöpft sich in schwärmerischer Liebe für den Papa und in schwärmerischer Verehrung der toten Mutter. Als der Plan auftaucht, eine Repräsentantin ins Haus zu nehmen, ist sie instinktiv dagegen. Sie hat die Frau, die an der Stelle ihrer Mutter schalten soll, noch ehe sie sie sieht, und wird von der alten Großmutter in ihrem Haß unterstützt. Der eigentliche Urheber des Plans ist ein etwas leichtsinniger Freund des Geschickte so nicht weiter geht. Auf Grund seiner etwas naturalistischen Betrachtungsweise kommt er zu dem Resultat, daß sein Freund vor allem wieder ein forsches Weib braucht, und dieses forsches Weib glaubt er in der neuen Repräsentantin gefunden zu haben. In seinem Sinn hat er sie auch gefunden. Die neue Repräsentantin war früher die Frau eines Hoteliers und hat als solche eine gewisse Vorliebe für den Ton recht freier Herrenabende gehabt. Ein gewisses Verständnis für die schwachen Seiten der Männer hat sie sich damals auch angeeignet; sie erscheint somit in hervorragender Weise befähigt, den gehinderten Witwer zu trösten. Erst im dritten Akt merkt man, wo die Verfasserin mit dieser Figur hinaus will. Sie will zeigen, wie ein hübsches und kokettes, aber schales und gewissenloses Weib einen allzu gemüthvollen Mann einfängt und sich unterwirft. Die kleine Räthe wird das erste Opfer der neuen Ehe. Der Mann erkennt schließlich, was für eine Dame er geheiratet hat, und scheidet die Räthe mit der Großmutter aus dem Hause, da sie die unreine Luft des neuen Heims nicht atmen darf. Er selbst scheint sich mit der vergnügten Hotelierswitwe abfinden zu wollen.

Der Konflikt an sich ist interessant. Wenn zu der sinnlichen Kraft der Frau, um die es sich handelt, auch die sinnliche Pracht gekommen wäre, hätte er sogar Größe haben können. Ein gesundes Weib, das in seiner ungeborenen Kraft mit einem energielosen Gemütsmenschen fertig wird und dabei mit Menschenschicksalen wie mit Bettlerpfeffern spielt, das könnte allerdings — je nach der Betrachtungsweise — sowohl eine grimmige Satire, als eine grausige Tragödie ergeben. Im letzteren Fall dürfte der Dichter es sich allerdings nicht ganz so leicht machen, wie Frau Meyer-Förster es sich leider gemacht hat. Schließlich entsteht keine Tragödie, wenn der Held uns keine Achtung abringt. Der blasse, energielose und schlaffe Kaufmann aber, den Frau Meyer-Förster gezeichnet hat, kann höchstens unser Mitleid in Anspruch nehmen — die Achtung müssen wir ihm mit höflicher Entschiedenheit versagen. Es ist bedauerlich, daß er unter die Fuchtel seiner liebreizenden Frau kommt, tragisch aber ist es nicht. In der Tragödie muß ein Leben zu Grunde gehen, an dem etwas liegt. Hier muß ich mein ganzes bisheriges Moral zusammennehmen, um mich nicht unbedingt auf seiten der fideles und weltgewandten Hoteliersgattin zu stellen. Hauptmann hat in seinem „Fuhrmann Henschel“ im Grunde dasselbe Stück geschrieben, und wie sehr er im letzten Akt die Tiefe der Betrachtung vermissen läßt — ein gut Stück weiter, als Frau Meyer-Förster ist er doch gekommen. Gegen seinen „Fuhrmann Henschel“ und gegen seine „Ganne“ wirken die entsprechenden Figuren in „Räthe“ blaß und unbedeutend. Ich glaube zu wissen, daß Frau Meyer-Förster in ihrem Schaffen nicht von Hauptmann abhängig war. Sie hat ihren Stoff gefunden und erlebt, bevor der „Fuhrmann Henschel“ geschrieben wurde. Nichtsdestoweniger schadet ihr der Vergleich.

Das Schlimmste an dem Stück ist der unklare Held. Er hätte bedeutend sein können und bedeutend sein müssen, wenn er für die ernsthafteste Kunst in Frage kommen sollte. Wie er nun einmal gezeichnet ist, versteht man nicht recht, warum er nicht seine angenehme Frau gehen läßt und das Kind behält. Seine sinnliche Abhängigkeit von der hübschen Witwe hätte stärker, rücksichtsloser, unersetzbarer dargestellt werden müssen. Frau Meyer-Förster will offenbar hier und da durch kleine verhängliche Anmerkungen ihren naturalistischen Mut beweisen. Es ist schade, daß ihr Mut nur für diese, immerhin recht fragwürdigen Kleinigkeiten ausreichte. In der sinnlichen Abhängigkeit ihres Helden hätte sie den Stoff zu einem erotischen Kapitel gehabt, das endlich mal des Lebens wert gewesen wäre. So hat man leider nirgends den Eindruck, daß sich eine dramatische Kraft äußert. Wir haben es offenbar wieder einmal mit einem literarischen Talent zu thun, das dem Glanz der Bühne nicht widerstehen konnte und so der stilleren epischen Kunst untreu wurde, der es im Grunde angehört.

Den verhängnisvollen Fehler, uns zwei Akte lang auf das eigentlich Interessante warten zu lassen, wird die Verfasserin schwerlich wieder machen. Mit den Forderungen der Bühne wird sie sich einzurichten wissen — das ist keineswegs so schwer, wie die „Praktiker“ behaupten. Schon der Umstand, daß die „Praktiker“ es doch gelernt haben, spricht dagegen. Wir haben im Laufe der Zeit mit manchen von ihnen zu thun gehabt. Daß uns irgend einer durch seine ungewöhnlich entwickelte Intelligenz aufgefallen wäre, könnten wir nicht behaupten, ohne uns einer Uebertreibung schuldig zu machen. Mit der Bühne also wird Frau Meyer-Förster sich schon abfinden, mit den Forderungen der dramatischen Kunst wird sie wohl ewig im Unfrieden leben.

Gespielt wurde im Berliner-Theater vorzüglich. Marie Freundorfer und Leoni Talauskij waren in den weiblichen Hauptrollen ausgezeichnet. Herr Galm, der den allzu gemüthvollen Gatten zu spielen hatte, war so gut, als seine Rolle nur immer zuließ. In der Rolle des leichtsinnigen Bondivants war der darstellende Künstler zu sehr Spasmacher und zu wenig Mensch. Herr Walden fiel in einer recht passiven Liebhaberrolle durch seine decente Feinheit auf. — Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

Neue Freie Volksbühne. Vor mehr als 11 Jahren ist zu Berlin nach einem Pariser Vorbild die „Freie Bühne“ gegründet worden, die mit ihrem Princip vereinsmäßig geschlossener Ausführungen von zurückgedrängten Stücken jedenfalls wichtige Anregungen gab und später ihre Fortleitung in modernen Unternehmungen fand. Im Oktober 1890 führte dann das Bestreben, auf ähnliche Weise die Kunst auch in weitere Kreise zu tragen, zur Gründung der „Freien Volksbühne“, neben der nachher noch die „Neue freie Volksbühne“ entstand, die nicht so wie jene, den spezifischen Charakter einer Unternehmung für Arbeiter trägt. Vorgestern (Sonntag) feierte sie das Jubiläum des zehnjährigen Bestehens dieser Volksbühnen-Bewegung. In Keller's Festivale hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, das trotz der öffentlichen Zugänglichkeit des Festes den Eindruck einer gemüthlichen Familiarität machte. Einen gleichen Eindruck bereitete denn auch das Programm, bestehend aus verschiedenen Musikvorträgen sowie einigen rednerischen und dellenatorischen Leistungen. Einem solchen Abend gegenüber würde es nun durchaus verfehlt sein, mit schwerem Kritikergeschütz zu kommen und Maßstäbe anzulegen, die von rein künstlerischen Veranstaltungen her genommen sind. Keiner Familiensippe, keinem Verein darf verwehrt werden, den Teilnehmern Unterhaltungen zu bieten, die sie freudvoll befriedigen, auch wenn einem Harmoniumspieler nichts Nächstes einfällt, oder wenn ein Klavierfreund die Mondscheinsonate von Beethoven so vorträgt, daß er die Säuren in die Taktstriche legt, als gälte es eine Satire auf Vortragskunst, oder wenn ein Streichquartett bei einem Adagio von Haydn „umschmeißt“, oder wenn vierzeilige Blumenstrüße, die von der Gartenlaube“ abgelehnt würden, durch musikalische Figuren illustriert werden. Indessen handelte es sich hier erstens um die Verherrlichung einer social höchst ehrenwerten Bewegung, zweitens um eine öffentliche Produktion, und drittens um die, vom Festredner ausgesprochene Betörung des Princips, daß die Kunst, die vorher dem „Publikum“ unterthan gewesen, nunmehr dem „Volk“ zugänglich gemacht ist. Auf einer solchen Grundlage sollte nun doch etwas anderes aufgebaut werden, als eine fidele Unterhaltung mit Vorgängen der angedeuteten Art und mit einer Ankündigung von „Deutschen Blumenspielen für Sprechreim und Klavier“, die etwa künstlerisch ernst zu nehmendes verspricht. Indem hat ja die „Freie Volksbühne“ mehrmals gezeigt, wie solche Vorführungen, auch musikalischer und dellenatorischer Art, auf einer künstlerischen Höhe zu halten sind, selbst wenn ein für eine echte Volkskunst eintretender Kritiker die Sache noch möchte anders angelegt haben. Nochmal: wir wollen nicht mißverstehen noch auch mißverstanden werden und konnten uns sogar über die mitwirkende Sängerin Fel. Helene Herrmann insofern freuen, als sie geschult genug ist, um wohl auch ihre technischen Unvollkommenheiten durch weitere Studien überwinden zu können. Allein wenn der Verein die Kunst vom Publikum weg dem Volke geben will, dann muß er dies auch wirklich thun und muß vor allem Darbietungen bringen, die künstlerisch zählen und nicht ein bloßer Publikumsdienst sind. In dem Maße, als dies gerade dann zum allerschwierigsten gehört, wenn man dem „Volk“ etwas bieten will, sei auch der gute Wille der „Neuen freien Volksbühne“ anerkannt. — sz.

— Der Führer — eine Tiergeschichte aus asiatischer Wüste erzählt „The Academy“: Unser Führer aus dem Stamme der Shott hatte Wochen früher als er berechnete hatte, den Schwamm weggeworfen. Unsere Satteltaschen waren zusammengeschrumpft gleich den Höckern unsrer Kamels. Unser kleiner Wasservorrat sah nur noch nach einigen Finten aus, wie er in dem schlappen Kauschulack an dem Hals eines Kamels hin- und herbaumelte. Wir gaben uns dem Einerlei unsrer üblichen morgendlichen Gedanken hin, als plötzlich in der Höhe unter der aufgehenden Sonne drei kleine schwarze Punkte erschienen; die Ferngläser gaben sie uns für Tiere, und später, als wir näher kamen, erkannten wir Hunde. Es dauerte eine Stunde, als wir sie erreichten; drei arme, kleine, unbehilfliche, braune, entkräftete, junge Hündchen, denen der Hunger auf den Rippen geschrieben war. Sie wollten sich nicht tragen lassen, sondern

schleppten sich mühsam hinter uns her, bis wir unsern Mittags-Saltepflanz erreichten, einen biheberbrannten Fleck von Mimosagebüsch, den unsre Karte als „Wasserplatz“ bezeichnet hatte. Eine Steinumfassung zeigte nur eine tinnenartige Flüssigkeit, und unsre jetzt auf sechs angewachsene Gesellschaft war auf den Wasserfad angewiesen. Es mußte 5 oder 6 Wochen her sein, daß der Platz verlassen worden war; es schien fast ein Ding der Unmöglichkeit, daß die Hunde an solcher Stelle es so lange hatten aushalten können. Daß wir sie nicht mitnehmen konnten, war klar; ebenso wenig konnten wir sie füttern. Nachdem die kleinen Dinger durstig den letzten Tropfen ihrer Wasserration aufgeleckt hatten, nahmen wir sie einige Schritte auf die Seite, und eine Revolverkugel machte einer jeden dieser kleinen Lebenstragödien ein Ende. So dachten wir wenigstens. Aber nicht unser Führer. Während wir unsre thörichte Last von Silber wieder aufpackten, begab er sich zu der kleinen dreiköpfigen Familie, ließ sich bei ihnen nieder und sprach ernste Worte zu ihnen, während er aus seiner Brust seinen letzten Eporrat herauszog, ein kleines Stück getrocknetes Fleisch. Dies schnitt er in drei gleiche Teile und steckte jedem der drei toten Tierchen eines in das Maul. Wir hörten ihn sagen: „Im nächsten Leben sollen sie nicht hungern, Buddha, unser Herr!“ —

t. **Wunderliche literarische Spielereien.** Man kauft zuweilen von „Künstlern“, die es fertig bringen, eine unendliche Summe von Buchstaben auf dem Raum einer einzigen Postkarte unterzubringen, und ähnlichen Schreibkunststücken, aber auch die eigentliche Literatur hat vereinzelte Jünger, die sich mit solchen Seitlängerkunststücken beschäftigen. Ein merkwürdiges Beispiel dafür ist ein im Jahre 1819 in Florenz erschienenes Buch in Großformat von 175 Druckseiten in italienischer Sprache, in dem nicht ein einziges Mal der Buchstabe R vorkommt. Der Verfasser hatte das Glück, daß auch in seinem eignen Namen der Buchstabe fehlte, er hieß Don Luigi Casolini und war ein gelehrter Geistlicher, der jedenfalls mehrere Examina hinter sich hatte. Schon der Titel muß dem Verfasser einige Schwierigkeiten gemacht haben, da das Buch in Florenz erschien und in diesem Städtenamen ein R vorkommt, er sagte statt dessen aber einfach „Capitale della Toscana“ (Hauptstadt von Toscana). Zwei Auflagen des Buchs waren schon vergriffen gewesen, eine dritte und vierte durfte es aber nicht geben, weil in diesen Zahlwörtern auch ein R vorkommt, daher mußte auf die zweite Auflage gleich die fünfte folgen. Eine Spielerei bleibt ein solches Buch selbstverständlich immer, aber es muß anerkannt werden, daß der Herr Abate Casolini es fertig gebracht hat, trotz der Vermeidung eines im Italienischen ganz besonders häufigen Buchstaben einen so klaren und flüssigen Stil zu schreiben, daß man von der Ueberwindung einer sprachlichen Schwierigkeit nichts merkt. Außerdem hat das Buch noch eine eigne Entstehungsgeschichte, die sein Erscheinen gewissermaßen rechtfertigt. Der Abate hatte nämlich eine große Neigung zur Abhaltung von Predigten, wurde aber durch einen Sprachfehler dabei gestört, der ihm die Aussprache des R gänzlich verjagte. Infolgedessen hatte sein Vortrag etwas derart Komisches, daß sich oft Leute zu seiner Predigt einfanden, nur um sich an seiner fehlerhaften Aussprache zu belustigen. Er hatte das wohl bemerkt, und eines Tags, als sich wieder einige, nicht durch die Frömmigkeit herbeigelockte Zuhörer in der Kirche befanden, die auf seine Kosten lachen wollten, hielt er eine Rede, die ihnen nicht die geringste Gelegenheit zur Heiterkeit gab. Er hatte nämlich seine Predigt so ausgearbeitet, daß in dieser der Buchstabe R nicht ein einziges Mal vorkam. Nun mag er wohl Gefallen daran gefunden haben und richtete seine weiteren Predigten ebenso ein, und diese waren es, die später in jenem Buch vereinigt wurden und als Merkwürdigkeit einen großen buchhändlerischen Erfolg erzielten. Uebrigens ist dieses Werk nicht das erste seiner Art gewesen, sondern schon im Jahre 1614 hat ein Dominikaner aus Neapel ein Buch unter dem Titel „Das in die Acht gethane R“ verfaßt, das er unter dem Pseudonym, Nicola Cardone, veröffentlichte. Ganz neuerdings scheint die Liebhaberei wieder Aufnahme gefunden zu haben, denn vor wenigen Wochen empfing die Pariser Zeitung „Petit Journal“ von einem Mann, der augenscheinlich nichts zu thun hat, einen Artikel von drei Spalten Länge, in dem nicht ein einziges Mal der Buchstabe A vorkam. Vorkünftig steht der Ruhm des Herrn Casolini als Buchstabenlöcher in literarischer Beziehung jedenfalls noch unerreicht da. —

Theater.

— Ueber das japanische Theater veröffentlicht der Delegierte der Regierung Formosa in Paris, G. Ito mi, in der „Revue des Revues“ einige Mittheilungen, die bei dem so außerordentlich erfolgreichen Pariser Gastspiel der japanischen Schauspielerin Sada Yacco besonderes Interesse haben. So selten, wie man gewöhnlich behauptet, sind die Schauspielerinnen in Japan nicht. Eine Frau begründete sogar das moderne Theater in Kioto. Früher konnte man nur religiöse Stücke und die Schauspieler trugen Masken. Im Jahre 1603 kam die Tänzerin Kuni auf den Gedanken, Ritterstücke darzustellen, und zwar spielte sie darin die Rolle des Hitters, während ihr Mann eine Frauenrolle hatte. Ihre Erfolge bewirkten, daß nunmehr Schauspielerinnen austauchten, „wie der Regen nach dem ersten Frühlingsregen spricht“, und daß man zur Wahrung der guten Sitten den Frauen untersagte, auf der Bühne zu erscheinen. Dieses Verbot gilt heute jedoch nicht mehr, und wenn auch die weiblichen Rollen heute noch oft von Schauspielern dargestellt werden, so giebt es doch sehr viele Schauspielerinnen.

innen, deren berühmteste Omita Danju noch im Alter von 54 Jahren als „Naibe“ die größte Ammut entfaltet. Nach Hitomi ist Sada Yacco in Japan wenig bekannt, aber er hat sie in Paris spielen sehen und prophezeit ihr eine große Zukunft. Nach den jetzt in Paris gespielten Stücken kann man sich eine ziemlich genaue Vorstellung vom japanischen Drama bilden, nur hat dieses oft sieben Akte und dauert von 11 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. In den japanischen Theatern geht noch heute ein Stieg von der Bühne aus durch den ganzen Saal, der „hanamichi“, Blumenweg, heißt. Auf diesen wirft das Publikum die für die Schauspieler bestimmten Sträuße als Zeichen der Bewunderung; mit der Zeit hat sich die Mode eingebürgert, alle möglichen Gegenstände zu werfen, z. B. Geld und sogar Kleidungsstücke. Die früher sehr primitive Inscenierung hat sich sehr vervollkommenet; jetzt ahmt man Gewitter mit Hilfe von Elektrizität nach und versteht mit sein nuancierten Lichteffekten zu arbeiten. Auch die früher wenig gepflegten Requiiten haben jetzt in Japan dieselbe Bedeutung wie in Europa. Man will im Theater wirkliche Häuser, wirkliche Möbel und wirkliche Bäume sehen; deshalb dauern die früher gebräuchlichen kurzen Pausen jetzt eine halbe Stunde. Da das Stück aber den ganzen Tag dauert, wird das Publikum von Kioto bei dieser Länge der Pausen nicht so leicht ungeduldig wie bei uns. —

Musik.

n. Zur Veranstaltung guter, künstlerischer und dabei ganz billiger Konzerte für die Kreise des arbeitenden Volks hat sich die „Dresdener Volks-Singakademie“ konstituiert. Dieselbe umfasst aktive (d. h. stugende) und passive Mitglieder. Jedes Mitglied zahlt einen Mindestbeitrag von 10 Pf. pro Woche, wofür den passiven der Besuch der Oratorien und Konzerte freisteht. Der gemischte Chor wird von einem Künstler geleitet und soll klassische Chorwerke — zunächst Haydn's „Jahreszeiten“ — zur Aufführung bringen. Bisher umfasst der Chor ca. 120 aus den Arbeiterkreisen stammende Mitglieder. Die Zahl der passiven Mitglieder ist noch gering.

Die Vertreibung der Willets zu den Konzerten — Eintritt 25 Pf. inkl. Programm — erfolgt durch die Gewerkschaften und Vereine; öffentlicher Verkauf findet nicht statt.

Projektiert sind für diesen Winter drei Konzerte, deren erstes: Kammermusik-Abend (unter Mitwirkung der Frau Köhler-Grünmayer und Walter Bachmann) am Sonntag, 17. November, im Lianon stattfindet. Das zweite Konzert wird ein Sinfonie-Abend sein und das dritte, wie oben erwähnt, die „Jahreszeiten“ bringen. —

Erziehung und Unterricht.

— Die Abneigung der Kinder gegen bestimmte Speisen gehört in das Kapitel der Idiosyncrasie und ist von den Eltern und Erziehern gewiß nicht nebenächlich und leicht zu nehmen. Vielmehr sind derartig veranlagte Kinder vor dem Gemisse der ihnen widerlich erscheinenden Speisen zu bewahren oder allmählich daran zu gewöhnen. Manche Kinder können keine gelochten Rüben, Bodenkostabi, Chokolade, gewisse Früchte und dergleichen mehr genießen. Eine derartige angeborene Abneigung kann, wenn das Kind zwingungsweise zum Essen angehalten wird, zur Krankheit führen, wie Schreiber dieses an sich selbst erfuhr. Die gelochten Rüben waren mir ein Greuel und ich war, nachdem ich dieselben essen mußte, regelmäßig am gleichen oder folgenden Tage von Kopfschmerzen und Erbrechen gequält. Auch die Kesselsucht kann durch den Genuß widerwilliger Speisen verurrsacht werden. Deshalb betrachte man die Verweigerung und Abneigung gegen Speisen nicht als Eigensinn oder Feinschmederei, denn unter Umständen läßt sich das Kind oft mit Nachsicht und gutem Willen an derartige Speisen gewöhnen, indem man mit kleinen ihm angenehm erscheinenden Mengen beginnt und, falls keine üble Nachwirkung eintritt, dieselben unmerklich steigert. Auf diese Weise können die Kinder dahin gebracht werden, Nahrungsmittel, die bloß ihrem Geschmack nicht entsprechen, zu genießen. Das hat besonders für spätere Zeiten Wert, wenn die Kinder an fremden Tischen essen müssen. („Prakt. Wegweiser“.)

Kulturgeschichtliches.

— Tortur in Preußen. Durch Kabinettsordre von 1740 und 1754 war in Preußen die Tortur abgeschafft worden. Trotzdem wurde noch gegen Anfang des 19. Jahrhunderts in der Grafschaft Mark unbestimmt die Folter angewendet, und zwar die sogenannte Kettenortur. Männer und Weiber wurden, wie Zeugen jener Zeit ausagen, mit Ketten so lange geschlagen, bis sie etwas aussagten, wodurch sie ins Zuchthaus kommen. Schon eine verschwendereiche Lebensart, gute Kleidung usw. genigte, um den Verdächtigen der Folter zu überliefern. „Es hat starke Kerls gegeben, die die barbarische Behandlung viele Tage hinter einander ausgehalten haben, zuletzt aber Keinnützig geworden sind und etwas auf sich bekannt haben, damit nur die Marter ausdauern möchte.“ Allgemein nahm man an, daß es sich um behördliche Uebegriffe handelte, die der preussischen Regierung unbekannt blieben, bis endlich die Presse die Sache zur Sprache brachte.

Interessant ist der Umstand, daß in demselben Jahr (1799) in der Presse eine Stimme laut wurde, die für die Tortur in einer bestimmten Form folgendermaßen eintrat: „Ich kenne ein Torturmittel, das dem Körper und dem Geist des Menschen gar nicht schädlich sein kann. Es besteht darin, daß man mit dem Staube, welcher

von den Pferden geroffet oder gebürstet wird, einen Menschen über den ganzen bloßen Leib bestreuet, ihn nachher bis an den Kopf in einen Sack bindet und ihn so hinter einen heißen Ofen legt. Der darauf folgende Schmerz soll fürchterlich sein.“

Ein recht menschenfreundlicher Westfale! Denn ein solcher war der Ahrger im „Westf. Anzeiger“. —

Humoristisches.

— Uebertrumpft. Der Kleine Robert: „Gsch, mein Bruder ist mit nach China!“

Der Kleine Paul: „Ach, das is jarnisch! Ich habe eenen Vetter, der is schon das zweete Mal in Daldorf!“ —

— Eine Schwierigkeit in Texten. In einer Gesangsprobe will der Chor „Wem bring' ich wohl das erste Glas?“ absolut nicht gehen, da der zweite Daß beharlich schlecht singt.

„Zum Teufel“, ruft der Dirigent um 11 Uhr erbost, „kommen Sie sich denn die Stelle absolut nicht merken, Herr Kneipke? Sie pfsuchen mir immer daren!“

„Verzeihen Sie!“ lallt der Angerempelte, „das kann ja nich gehen — ich hab' — ja — schon — das — zwölfte — Glas!“ —

— Merkwürdig. Schusterjunge (ein Hürchen aus der Suppe ziehend): „Ra det is aber komisch, Wimpern hat die Suppe, aber keene Dogen!“ („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Die „Freie Litterarische Gesellschaft“ stellt für den Winter Vorträge von Bölsche, Hartleben, Matkowsky, Dr. A. Steiner, Wolzogen und Prof. Ernst Haedel in Aussicht. —

— Die „Union“ in Stuttgart beabsichtigt, wie die „Frankf. Ztg.“ erfährt, die Redaktion ihrer Blätter („Gartenlaube“, „Buch für Alle“ usw.) nach Berlin zu verlegen. —

— Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ geht am 3. November in Deutschen Theater zum erstenmal in Scene. —

— Der zweite Teil des „Faust“ wird am 26. und 27. Oktober in Schiller-Theater aufgeführt werden. —

— Sudermann's „Sodoms Ende“ sollte in Minden in Westfalen gegeben werden; die Aufführung wurde jedoch von der Polizei verboten. Das Verbot stützte sich auf eine im Jahre 1894 von der königlichen Regierung zu Minden ergangene Verfügung, worin die Polizei angewiesen wird, auf die Aufführung Sudermann'scher Stücke überhaupt ein wachsamcs Auge zu richten und insbesondere Aufführungen der Schauspiele „Sodoms Ende“ und „Heimat“ grundsätzlich nicht zu gestatten. —

— Fritz Lieberhardt's Trauerspiel „König Arthur“ erzielte bei seiner Erstaufführung am Neuen Stadttheater in Leipzig einen mäßigen Erfolg. —

— Peter Cornelius' komische Oper „Der Barbier von Bagdad“ wird am 5. November zum erstenmal in Opernhaus aufgeführt werden. —

— Programm der nächstjährigen Bühnenfestspiele in Bayreuth. Aufgeführt werden: „Der fliegende Holländer“ am 22. Juli, am 1., 4., 12. und 19. August. — „Parsifal“ am 23. und 31. Juli, am 5., 7., 8., 11. und 20. August. — „Der Ring des Nibelungen“ zweimal; das erstemal am 25., 26., 27. und 28. Juli, das zweitemal am 14., 15., 16. und 17. August. —

— Das Musikdrama „Suntram“ von Richard Strauß wird unter persönlicher Leitung des Komponisten im Februar oder März nächsten Jahrs am Deutschen Landestheater in Prag in Scene gehen. —

— Einen neuen Kunstsalon hat der Kunstverleger J. Casper in der Behrenstraße 17 eröffnet. —

— Das Loring-Denkmal für Pyrmont ist dem Berliner Bildhauer Professor Uphues zur Ausfertigung übertragen worden. —

n. Eine astronomische Expedition, die von der Harvard-Universität entsandt worden ist, hat die Hauptstadt von Jamaica erreicht. Die Expedition hat die Aufgabe, den kleinen Planeten Eros wieder aufzufinden, von dessen Beobachtung die Wissenschaft wichtige Aufklärungen erwartet. —

— Der größte und älteste Baum der Welt ist der 22 Jahrhunderte alte Feigenbaum in Amradhapura, der alten Hauptstadt der Insel Ceylon. Durch mehr als 25 Dokumente wird sein hohes Alter bezeugt. Im Jahre 288 vor Christo Geburt gepflanzt, ist dieser Veteran unter dem Namen „heiliger bö“ bekannt, weil er nach der Legende von einem Zweig stammt, der von dem Baum gepflückt wurde, unter dem einst Buddha zu ruhen pflegte. Jedes Jahr kommen von allen Gegenden Indiens Tausende von Pilgern, um dem heiligen Baum ihre Verehrung zu bezeigen. Freilich ist er nur noch eine Ruine; die Aeste, deren Zweige noch Blätter treiben, mußten schon seit langem gestützt werden, und um den Stamm, der von buddhistischen Altären umringt ist, haben die Priester eine dreifache Schutzmauer gebaut. —

— Studententarif für Weintrinker. Berner Zeitungen berichten, daß ein unternehmender Gastwirt im Argau für das Mosttrinken einen Studententarif eingeführt habe. Die Tage für eine Stunde Mosttrinken beträgt 50 Rappen. —